

Lebenszyklus und soziale Schichtung

Ingeborg Weber-Kellermann

Weber-Kellermann, Ingeborg 1987: Lebenszyklus und soziale Schichtung. – Ethnologia Europaea XVII: 107–126.

Im Mittelpunkt stehen Familie und Kindheit als sozialer Ort von Bräuchen und Verhaltensweisen, die die Lebensstationen jedes Menschen begleiten. Dieser Gedanke soll nicht im statischen Sinne des alten Lebenslauf-Kanon ausgeführt werden, sondern historisch vertieft und sozial verbreitet in der vielfachen Synchronität des zeitlich Ungleichartigen. Dabei kommt zum Ausdruck: 1. die innerfamiliäre unterschiedliche Ausformung von Lebensbräuchen bei Bürgern, Bauern und Arbeitern – besonders im Hinblick auf die Rolle der Kinder; 2. die bildliche Dokumentation der Lebensstationen in verschiedenen Sozialschichten, vor allem auf Gemälden und Fotografien. Dabei wird besonders an Kleidung und Mode der Kinder gedacht, an die Behosung der Knaben, die nun ihren Lebensweg auch äußerlich nach einem allen Kindern gemeinsamen Hätschelalter von den berockten Mädchen trennte. Diese Rollentrennung hat sich erst in der Gegenwart durch die Jeansmode wieder aufgehoben; 3. die Aussage dieser Fakten für die Volkskunde/Europäische Ethnologie über das epochen- und sozialgebundene Verständnis von Generationszusammenhang und Familie. Die Analyse bezieht sich in erster Linie auf autobiographisches und auf ikonographisches Material in Gemälden und Fotografien.

em. Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann, Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung an der Philipps-Universität Marburg/Bundesrepublik Deutschland, Wilhelmstr. 19, D-3550 Marburg

Das Generalthema des dritten SIEF-Kongresses, »Der Lebenszyklus«, hat mir zuerst Schwierigkeiten gemacht, ja – sogar Unbehagen bereitet, erinnert es doch gar zu sehr an die guten, alten Volkskundezeiten mit ihren hausbackenen Stoffeinteilungen vom »Brauchtum in Jahreslauf« und »Brauchtum im Lebenslauf«. Da tastete sich der Forscher – gewissermaßen von der Wiege bis zur Bahre – an der klassischen Lebensstationen entlang; Schwangerschaft, Geburt und Taufe, Kinderspiele und Einschulung, Kommunion und Konfirmation, Burschenschaft und Mädchenjahre, Liebe, Verlobung und Hochzeit, letztere meist seitenlang, – dann lange Pause bis zu Krankheit, Tod und Begräbnis.

Wenn nun wir »postmodernen« Volkskundler im Jahre 1987 – so dachte ich – unseren internationalen Kongreß mit dieser Formel etikettieren, als »Zyklus« nur leicht aktualisiert, so müssen wir notwendig etwas anderes dar-

unter verstehen, andere Definitionen und Zusammenhänge bedenken. Warum ist das Etikett »Brauchtum im Lebenslauf« so vergilbt und der Inhalt dieses altmodischen Einmacheglasses so muffig, wenn nicht gar verschimmelt?

Zunächst fehlte den darunter versammelten Einzelstücken zumeist die Jahreszahl, also die historische Dimension. Damit ist nicht einmal so sehr die genaue Datierung gemeint als vielmehr die sozialgeschichtliche Einordnung, also die Zugehörigkeit der Bräuche und Verhaltensweisen zu einem bestimmten, geschichtlich begrenzten Regelsystem. Die alte Volkskunde setzte einen stabilen, standardisierten Lebenslauf voraus und problematisierte weder dessen Diachronie noch seine synchrone soziale Differenziertheit. Wir werden demgegenüber solche Fragen nachdrücklich zu stellen haben, denn es handelt sich ja bei den Figuren des Lebenszyklus um zeichenhafte Bot-

schaften, die sich als »Sprache« einer ganz bestimmten sozialen Gruppierung herausstellen.

Diese Zeichen entstammen in den klassischen volkskundlichen Sammlungen zumeist der Vormoderne, in der das Leben des Einzelnen auf die Normen von Familie und Gruppe orientiert und durch Sanktionen darauf fixiert war. Den Topos solcher Vorstellungen bildete die in der populären Graphik als Botschaft unendlich wiederholte Lebens-
treppe:¹ die einzelnen Phasen sind als Stufen stabilisiert, das Aussehen und Verhalten der 20-, 30-, 40-jährigen usw. festgelegt und unverwechselbar. Daß diese Personen in den Bilderbogen des 19. Jahrhunderts meist nach Kleidung und Gehabe der Bürgerschicht entstammen, verstärkt den Eindruck eines dauerhaften Anspruches auf die Gültigkeit des gesellschaftlichen Systems, – ein Anspruch, der umso unrealistischer wurde, je mehr die neuen Formen von Industrie und Wirtschaft eine fortwährende soziale Bewegung und regionale Mobilität mit sich brachten. Die Aufwertung des Begriffes Bürger vom Stadtbewohner zum Besitzenden und die Abwertung des Nichtbesitzenden zum Proletarier, die hilflose Erfindung eines Vierten Standes –: das alles zeigte, wie morsch die ständische Treppe bereits geworden war. In der sich individualisierenden Welt der Moderne wird nun der Einzelne zumeist die stabilen Regeln seiner Lokalgesellschaft verlassen wollen und deren Normen als veraltet empfinden.

Dazu kommt, daß sich diese sozialen Wandlungsprozesse nicht für alle Schichten gleichzeitig vollziehen. Während z.B. die städtische Familie mit der sogenannten Industriellen Revolution schon im 19. Jahrhundert zu einer langsamen Institutionalisierung und damit auch Freisetzung des Individuellen überging, blieb auf dem Lande das System der gemeinsam wirtschaftenden patriarchalen Haushaltsfamilie, in der einer auf den anderen angewiesen war, bis weit in unser Jahrhundert bestehen. Das bedeutete wohl die zwanghafte Abhängigkeit von Normen, aber auch die Sicherung in einem dichtgeknüpften Netz und eine Mentalität, die man mit lokaler Nähe und sozialer Ferne umschreiben könnte.²

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß

es sich bei einer Betonung der Geschichtlichkeit der Phänomene, die die Stadien des Lebenszyklus begleiten, weniger um deren kulturgeschichtlichen Ursprung handelt – der natürlich auch wichtig ist –, als um ihr soziales ambiente, um den Kontext der gesellschaftlichen Bedingungen, die sie begleiten. Und damit sind wir bei weiteren Unterlassungen der älteren Forschung: ich meine die Vernachlässigung von Sinn und Bedeutung der Verhaltensweisen, – aber nicht nach der mythologischen oder sonstwie ideologischen Vorstellung des Forschers, sondern nach dem Denken der Handelnden und Brauchausübenden selbst,³ d.h. nach dem Charakter von Bräuchen und Verhaltensweisen als »identitätsstiftende Funktionseinheiten«.⁴

Das bedeutet eine über die Geschichtlichkeit der einzelnen Phänomene hinausgehende Geschichtlichkeit, ein Begreifen der kulturellen Güter als symbolische Güter, als Teile eines Code, erfaßbar nur von jenen, die seine Sprache verstehen. Das heißt nur jene können sich diese Güter aneignen, die die mentalen Instrumente der Aneignung besitzen. Das besagt übrigens zugleich etwas aus über den Mechanismus der Tradition.

Wenn ich nun dazu übergehe, die Quellen zu besprechen, die dem Kulturforscher für die Interpretation von Markierungspunkten des Lebenszyklus zur Verfügung stehen, so scheint das Feld zunächst unendlich zu sein. Da gibt es den deutschen, den Schweizer und den österreichischen Volkskundatlas mit einer Fülle einschlägiger Fragen und Beantwortungen für bestimmte synchrone Schnitte; da sind selbstverständlich die vielen veröffentlichten und unveröffentlichten landschaftlichen Archive, die vor allem über die Verhaltensweisen der ländlichen Bevölkerung Auskunft geben als einer einigermaßen überschaubaren Gesellschaftsgruppe. Aber neben diesen traditionellen Daten treten als Quellen die erzählten Erinnerungen ans Licht, Memorare und »oral history« ebenso wie die gedruckten Autobiographien und Lebenserinnerungen, soweit sie über das spezifisch Persönliche hinausgehen und Zeittypisches oder Gruppenspezifisches aussagen.

Ein weiteres umfangreiches Quellenmate-



Bäuerliches Brautpaar aus Hessen, 1921.

rial für die Lebensstationen bietet die volkskundliche Ikonographie. Damit sind hier Botschaften durch Bilder gemeint, das heißt eine Auswertung von Bildern ohne Berücksichtigung ihrer künstlerischen Qualität.⁵ Stattdessen richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Nachrichten, die sie übermitteln. Deren Lektüre und Entschlüsselung ist eine wichtige Aufgabe unseres Faches. In unserem Fall, dem Thema der Lebensstationen, sind sowohl Gemälde gemeint wie Fotografien, die in besonderer Funktion den Lebenslauf begleiteten und begleiten. Das drückte sich zum einen in der Tatsache des Fotografiertwerdens aus, dem Gang zum Fotografieren und zum andern in der Tatsache der Fotografie als Dokument der Erinnerung im Familienalbum und als Geschenk an Verwandte und Freunde. Es handelt sich dabei, wie Bourdieu sagt,⁶ um Momente, die ihrer Feierlichkeit wegen dem Zeitablauf entrissen werden und oft auch in der Gestik der fotografierten Person die Bedeutung des Augenblicks widerspiegeln. So ge-



Modernes Brautpaar von 1965 in individueller Gestik.

hörte in der alten Bauerngesellschaft z.B. die Frontalität des Hochzeitspaares zum fotografisch-ästhetischen Kompositionsprinzip: die Ablehnung einer spontanen Körpersprache führte zu dieser gesammelten, geregelten Haltung mit Blick auf die Linse, womit man den Fotografen stellvertretend für alle zukünftigen Betrachter des Bildes ehrend anblickte und die Gefahr einer ungeschickten Posierung vermied. Damit waren auch die Normen der Wohlanständigkeit und Konvention gewahrt. Ästhetik und soziale Norm gingen bei diesen alten Fotos ineinander über – im Gegensatz zur gewünschten »Natürlichkeit« und Zwanglosigkeit, die auf den modernen Fotos der städtischen Gesellschaft herrscht. Abgesehen davon, daß das Fotografiertwerden auf dem Lande viel später aufkam als in der Stadt und viel länger nur bei Ausnahmesituationen geübt wurde – eben den entscheidenden Situationen des Lebenszyklus –, entfaltete sich die spezielle Ästhetik der Lebensstationenbilder am besten im dörflichen Zusammenhang, im

Kontext des hier üblichen symbolischen Systems: Der Fotografierte wird nicht durch einen Schnappschuss überrascht, sondern stellt sich in Position, blickt in die Kamera, steht oder sitzt ganzfigurig und würdevoll in der Bildmitte in achtungsgebietender Distanz.

Nach dieser kurzen Quellenübersicht nun zum eigentlichen Thema. Der Begriff Lebenszyklus meint, wie ich es verstehe, das Regelsystem des Lebens mit seinen Ordnungseinschnitten, die historisch, sozial und natürlich auch immer individuell außerordentlich variieren. Der moderne Lebenslauf ordnet sich normalerweise, wie Kohli ausgeführt hat,⁷ um das Erwerbsleben herum in der Dreiteilung einer Vorbereitungsphase (Kindheit und Jugend), einer Aktivitätsphase (Erwachsenenleben) und einer Ruhepause (Alter und Rentnerzeit). Bei einer solchen formalisierten Einteilung wird, das sei hier betont, der Zustand der Arbeitslosigkeit zu einem besonders zerstörerischer Faktor, da er zu einer erzwungenen Än-

derung dieser Norm führt, mit der die Betroffenen – über die materielle Not hinaus – oft nur schwer fertig werden.

In der vormodernen Familie, also auf dem Lande bis weit in unser Jahrhundert hinein, waren die Figurationen des Lebenszyklus viel weniger individualisiert als in der Moderne. Das äußerte sich u.a. in der großen Rolle der Bräuche, die das kollektive Verhalten regelten. Die Stufen des Lebenslaufs waren durch verbindliche Altersgrenzen strukturiert, und die Mitglieder der jeweiligen Altersstufen, der Jahrgänge, bewegten sich gemeinsam von einer Stufe zur anderen, wobei für alle ähnliche oder gleiche Veränderungen eintraten. Die Merkmale der Altersstufen, die Bereiche des Erlaubten und Verbotenen, waren fest normiert und unterschieden sich nur im kollektiven Sinne und kaum im individuellen.⁸ So zeigt sich der Lebenslauf in dieser vormodernen Gesellschaft als ein vorgeformtes Programm, als ein von der Gesellschaft entworfe-



Zwei Gymnasiasten um 1920: mit Schillerkragen und kurzen Hosen und im Konfirmandenanzug.

ner Plan, der kaum individuelle Handlungsspielräume offenließ. In der Gegenwart eröffnen neue soziale Bedingungen eine zunehmend offene Entfaltung der eigenen subjektiven Biographie. Aber durch das Bewußtsein von der alten Stufenordnung ist eine Spannung zwischen traditionellen Mechanismen und deren individueller Überwindung entstanden. Das weit ausgedehnte und nach vielen Richtungen hin strukturierte soziale Beziehungsfeld hinter den Lebensstationen erfordert eine sehr differenzierte Betrachtungsweise.

Thematisch muß ich mich daher auf einen einzelnen Lebensabschnitt beschränken und wähle die Kindheit bis zur Adoleszenz. Aber auch bei so begrenztem Gelände kann ich nicht alles abschreiten und begnüge mich mit einer Reihe von Exempeln, mit denen ich die historische und soziale Differenzierung unseres Generalthemas besonders sinnfällig darzustellen vermag. Denn zu den großen wissenschaftlichen Dimensionen einer geschichtlichen Tiefe, sozialen Breite und der Geschlechtsunterschiede füge ich noch eine subjektiv psychologische hinzu: an was erinnert sich der Einzelne, wenn man ihn nach den für ihn eindrucksvollsten Momenten in seinem Kinderleben befragt? Auf diese Weise können sich Lebensläufe mit Zeichen markieren, die außerhalb der ritualisierten Wertmarken Taufe – Konfirmation oder Kommunion usw. stehen, mit denen üblicherweise die wichtigen Einschnitte bezeichnet werden. Martin Scharfe hat von solchen verfolgbaren Stationen gesprochen: dem Motorfahrzeug-Lebenslauf, dem Schuh-Hosen-Krawatten und Nicht-Krawatten-Lebenslauf,⁹ oder auch dem Lebenslauf nach Weihnachtsfesten, den jeder in ganz privater Abfolge neben seiner öffentlichen vita verfolgen könnte. Wir werden noch davon zu sprechen haben, denn eine solche Betrachtungsweise hebt die Zeichen aus ihrer ausschließlichen Sachbezogenheit heraus und zeigt ihren Charakter als soziokulturell bedingte Objektivationen. – Ich will mich jedoch hier nicht in individuelle Einzelschicksale verlieren, sondern versuchen, solche Erinnerungen zu typischen, interpretierfähigen Lebensstationen mit kollektiver Bedeutung in ei-

ner verständlichen Zeichensetzung zu bündeln.

Ich beginne mit dem Phänomen der Behöschung, also dem einst so entscheidenden Augenblick, da der Knabe seine ersten Hosen bekam. Wir wissen aus der Kostümgeschichte, daß in früheren Zeiten, ehe es eine praktische waschbare Unterwäsche gab, die Kinder außer einem Hemdchen unter der Oberkleidung nackt waren. Aus den gleichen hygienischen Gründen trugen Knaben wie Mädchen weite Röckchen bis zu ihrer zuverlässigen Sauberkeit. Auffallend auf den berühmten alten Kinderporträts ist das Phänomen der »Knaben in Mädchenkleidern«, wie es in der Kunstgeschichte heißt,¹⁰ was zu manchem Mißverständnis in der Bilddeutung geführt hat. Dieser Kleidungsstil betraf die Kinder bis zum Alter von 4–5 Jahren, also die »Hätschelperiode«, wie Ariès das genannt hat.¹¹ Ein sozialer Unterschied ist in dieser Hinsicht nicht zu bemerken: alle Stände verfahren so mit ihren Kindern, wenn sich diese Mode auch in sehr verschiedener Kleidungsqualität ausdrückte: bei den Bauern war es ein lockeres Hemdchen oder Kittelchen, bei den Vornehmen ausgeformte Kostüme aus kostbaren Stoffen.

Hier begegnet also dem Kulturbetrachter die Einstellung der Gesellschaft zu den kleinen Kindern in einer deutlichen Zeichensetzung. Ich würde diese Röckchen für die kleinen Jungen zwar nicht mit dem Etikett »Knaben in Mädchenkleidern« versehen. Das könnte eine Rollenzuweisung vermuten lassen, die nicht gemeint war. Vielmehr betrachtete man beide Geschlechter in diesem Alter als neutral, was sicher zum Teil auch mit der Einschätzung des Kleinkindes als unschuldig und ungeschlechtlich überhaupt zusammenhängt. Daß die Kleinkinder früher in ihren ersten Lebensjahren besonders gefährdet waren, ist – besonders von Ariès¹² – überzeugend dargestellt worden. Alle Menschen im europäischen Mittelalter und der frühen Neuzeit befanden sich durch Krieg und Pest über das Übliche hinaus in ständigen Lebensgefahren, – bei den Frauen kamen Schwangerschaft und Geburt dazu und bei den Kindern die Anfälligkeiten des Säuglingsalters ohne wirksame medizinische Hilfe.¹³ Bis etwa 1800 war für die Frauen jede Geburt, wenn sie irgendwie von der Norm ab-



Mariä Geburt (Kathedrale zu Chartres).

wich, verbunden mit Lebensgefahr. Das anmutige und anheimelnde Bild, das die künstlerischen Darstellungen vermitteln, die freundlichen Wochenstuben mit vielen weiblichen Helferinnen, Wasserkübeln mit heißem Wasser und gewärmten Badetüchern, entsprachen wohl nicht der Wirklichkeit, sondern mehr einer utopische Wunschvorstellung. Jede glückliche Geburt feierte man in den besseren Kreisen dankbar als Fest, die Taufe oft gleich nach der Niederkunft, so daß die Wöchnerin nun zuweilen an der dabei geübten Prasserei erkrankte.

Infolge der allgemeinen großen Unwissenheit war die Geburtenrate sehr hoch und alljährliche Schwangerschaften keine Seltenheit. Den häufigen Tod der Mütter und Kinder be-



Die Kindstaufe (Richard Brakenburgh, 1650–1702).



Landgraf Moritz von Hessen 1618 mit seiner Familie, die kleineren Kinder in Röckchen und mit geschlechtsspezifischen Requisiten (August Erich, um 1620).

zeugen Chroniken, Votivtafeln¹⁴ und Grabsteine, auf denen zwei bis drei Ehefrauen abgebildet sind, die alle von ihrem Ehemann überlebt wurden. Oft starben Mutter und Kind bei der Geburt, noch öfter freilich der Säugling.

Ohne historischen fragwürdigen Statistiken allzusehr zu trauen, darf man doch der Überlieferung glauben, daß die Überlebenschance eines Kleinkindes bis ins hohe 18. Jahrhundert bei 1:3–4 anzusetzen war.¹⁵ Als Gründe sind die großen Epidemien anzuführen, aber auch mangelnde Hygiene, sozialwirtschaftliche Mangelerscheinungen und ein verbreitetes gesellschaftliches Fehlverhalten, das sich vor allem im Ammenwesen äußerte, besonders in Frankreich.¹⁶ Um das arbeitsaufwendige Kleinkind loszuwerden, gaben auch Mittelstandsfrauen aus Handwerk und Gewerbe ihre Kinder aufs Land zu Ammen, die häufig mehr auf Gelderwerb als auf das Wohl ihrer Ziehkinder bedacht waren. Neben Schmutz und Krankheiten, falscher und mangelnder Ernährung, alkohol- und opiumhaltigen Beruhigungsmitteln als Todesursache wirkte sich die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber dem Kleinkind aus. In bäuerlichen Verhältnissen,

wo die Mütter ihre arbeitsteilige Rolle ohne Rücksicht auf Gesundheit, Schwangerschaft und Kinderaufzucht durchzuspielen hatten, waren die Kinder noch zusätzlich durch herumlaufende Tiere, offene Brunnen und sonstige Unglücksquellen gefährdet. Um sie während der arbeitsbedingten Abwesenheit der Mütter wenigstens physisch halbwegs zu schützen, erfand man alle möglichen Marterwerkzeuge: so wurden die Säuglinge in der Wiege festgebunden und mit schnapsgetränktem, vorgekauhtem Zuckerbrot ruhig gehalten, in Gehschulen und Holzringe gezwängt und mit Fallhüten vor Verletzungen bewahrt.¹⁷ Was diese gutgemeinten Schutzvorrichtungen für die psychische Entwicklung des Kindes bedeuteten, – darüber dachte niemand nach.

Das fiel zusammen mit der allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellung vom Kleinkind. Die zahllosen Geburten und Sterbefälle ließen die Mütter emotional abstumpfen. Man sah die Kinder wohl in fast allen Gesellschaftsschichten (wenn es sich nicht gerade um den Stammhalter und Erben handelte) bis zu ihrem 4./5. Jahr in einer Art von Grauzone und nahm sie als eigene menschliche Wesen noch nicht

richtig wahr.¹⁸ Wenn z.B. ein kleiner Johannes starb, so taufte man den nächstgeborenen Knaben auf den gleichen Namen und hoffte nun, daß dieser seine Rolle im Generationenzusammenhang spielen würde. Kleine Mädchen wurden noch viel weniger in acht genommen und in ihrer Vielzahl als überflüssig angesehen.

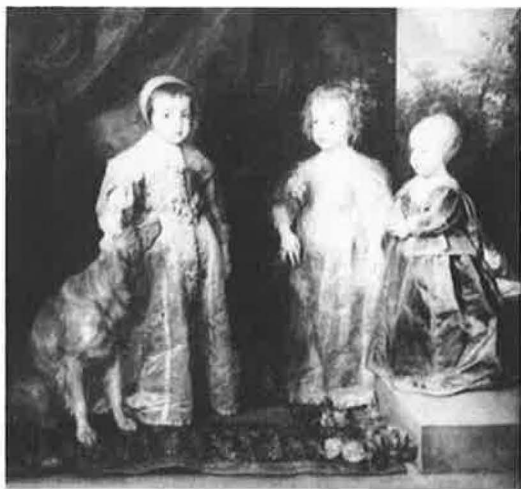
Die meist unerwünschten Kinder der Armen und ledigen Mütter gerieten von Geburt an in die größte Gefährdung, zumal, wenn sie in schlecht eingerichteten Spitälern zur Welt kamen. In den Zeiten vor dem 19. Jahrhundert hatten es also die Kleinkinder zu Beginn ihres Lebenszyklus meist nicht besonders gut. Die unsichere Einstellung der Gesellschaft dem Kleinkind gegenüber drückte sich daher auch in der Kleidung aus. Knaben und Mädchen wurden erst in lange Röckchen gekleidet, und ihr Geschlecht zu erkennen war bei den Kindern der Aristokraten und der Oberschicht nur über einen Code der Symbole möglich. Auf den Gemälden betraf das entweder rollenspezifisch das Spielzeug: Peitsche, Trommel, Steckenpferd, Vogel, Hund für die Knaben und Puppen für die Mädchen, – oder aber Einzelheiten der Kleidung: Feder und Rosette links am Häubchen, Schärpe schräg wie ein Ordensband bei den Knaben, – Rosette in der Mitte über der Stirn und Halskette mit Anhänger bei den Mädchen.¹⁹ Die Kinder der kleinen Leute wa-

ren nicht so zeichenhaft ausgestattet und trugen Ererbtes und Ausgewachsenes von den größeren Geschwistern.

Wie sehr während der ganzen Jugend – eigentlich bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts – Kleiderordnungen den kindlichen Lebenszyklus begleitet haben,²⁰ soll nun eine Bilderreihe zeigen.

Der erste große Einschnitt war also für die Knaben die Behosung. Nach Überwindung der neutralen Grauzone der ersten Jahre bedeutete sie recht eigentlich die Aufnahme in die menschliche Gesellschaft. Einen schlagenden ikonographischen Beleg hat Anthonis van Dyck hinterlassen, der 1635 und 1636 die englischen Königskinder malte: Prinz Charles mit etwa 5 Jahren 1636 das erste Mal in Hosen!

Daß nach den ersten Lebensjahren, in denen Knaben und Mädchen gleichgekleidet gewesen waren, nun diese entscheidende Veränderung einsetzte, daß Knaben einen speziell männlichen Anzug erhielten, während für die Mädchen mehr oder weniger die Kleidung aus der Zeit des Neutrums beibehalten wurde, sagt etwas aus über die Einschätzung der Geschlechter in der Gesellschaft. Jedenfalls belegt die Darstellung auf den repräsentativen Porträts der Vergangenheit wie auf den alljährlichen Geschwisterfotos unserer Eltern und Großeltern die große Bedeutung dieses Kleidungsverhaltens. Die erste Hose war ein Anlaß zu



Die Kinder König Karls I. von England 1635 und 1636 (Anthonis van Dyck, 1599–1641).



Vier Schwestern und ein Bruder – 1885: im Röckchen.



1887: behost.

großem Stolz für die Knaben. Wie sehr dieses Kleidungsstück für sie die Lebensrollen bestimmte, hat Friedrich von Bodelschwingh in seinen Lebenserinnerungen beschrieben: »Plötzlich gingen die Eltern mit mir in einen Laden, in dem Kleider aller Art zu kaufen waren. Ich wäre bald vor Freude umgefallen, als meine Mutter sagte: Wir möchten für unseren Kleinen einen Anzug haben. Als die richtige Größe und Farbe gefunden waren, wurde ich auf den Ladentisch gesetzt. Man nahm mir die verhaßten Mädchenkleider (meiner Schwester) ab und zog mir die ersten richtigen Jungenhosen an. ... Auf der Straße meinte ich, daß nun alle Leute stehenbleiben müßten, um dies Wunder der Verwandlung anzustaunen. Das geschah zwar nicht, kein Mensch fand an mir etwas besonderes. Aber in mir war eine Veränderung eingetreten. Nie mehr sollten nun meine großen Brüder sich über meine Kleidung lustig machen! Zugleich war die Autorität der Schwester Frieda fast ganz vernichtet. Mochte sie immer noch drei Jahre älter sein als ich: sie blieb ihr Leben lang ein Mädchen, und ich war ein Mann geworden!«²¹

Die Initiationsriten mit dem Zeichen »Erste Hose« gingen bisweilen so weit, daß kleine Familienfeste gefeiert wurden mit Kuchen und Schokolade. Der Pate hatte dieses ehrenvolle Kleidungsstück zu schenken und bewährte sich also auch hier wie bei Taufe, Kommunion oder Konfirmation und Hochzeit als der Führer über die Schwelle zu einer neuen Lebensstufe, wie Pinon für Belgien beschreibt.²²

Wie erging es den Mädchen? Im kinderfreundlichen Biedermeier trat eine Kindermode in Erscheinung, die den Hosenstolz der kleinen Knaben erschütterte, denn die Mädchen zogen gewissermaßen nach und zeigten ihre neue Unterkleidung, die Wäschehöschchen, die damit zur Oberkleidung avancierten. Abgesehen davon, daß sie praktisch und waschbar waren, wurde in der Zeichensprache der Kleidung damit auch etwas ausgedrückt: Während der hochtaillierten, langrockigen Empiremode, als die Wäschehöschchen aufkamen, waren sie kaum zu sehen gewesen. Erst als um 1820 die Taille länger und die Röckchen weiter und immer kürzer wurden, bekamen die Höschchen die Qualität eines Teiles der Oberklei-



Die langen Wäschehöschen der Biedermeier-Mädchen (Ferdinand von Rayski, 1806–1890).

dung. Nun trugen sie Knaben *und* Mädchen, denn um 1820 war für die Jungen der Skeleton, der Hosenanzug, verschwunden, und auch sie trugen über längeren weißen Leinenhosen gegürtete Kittel. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war dann für die Mädchen diese Hosenmode wieder beendet, und höchstens lugte ein spitzenbesetzter Hosenrand noch unter dem Rocksaum hervor.²³

Aus solchen bürgerlichen Modeformulierungen wäre zu schließen, daß die Biedermeiereltern für ihre Kinder ein gemeinsames Zeichen der Kindlichkeit gesucht hatten und in den weißen, waschbaren Hosen für Knaben und Mädchen fanden. Lange Hosen, Röhrenhosen waren ja zudem nach der Französischen Revolution zu einem Symbol bürgerlicher Gesinnung geworden gegenüber den seidenen Kniehosen der Feudalzeit. Die »Sansculotte«, d.h. diejenigen ohne Kniehosen, wurde erst zum

Spott- und dann zum Ehrennamen der proletarischen Revolutionäre. So mag diese prägende Modesilhouette auch auf die Kinderkleidung eingewirkt haben. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß in dieser Zeit auch die Kinderstube im Bürgerhaus aufkam, das Kinderzimmer mit kindgemäßen Möbelchen und einer wachsenden Menge von Spielzeug, das besonders zu Weihnachten, dem bürgerlichen Bescherfest für Kinder, unter den Weihnachtsbäumen lag.²⁴ Wenn wir uns jedoch auch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder auf den Hosenpfad begeben, so entdecken wir seit der deutschen Kaiserzeit abermals einen sozialen Zeichenwert, der sich in der *Hosenlänge* der Knaben ausdrückte. Nun waren es die kürzeren Hosen der Bürgersöhne, die sie schon äußerlich von den unteren Schichten absetzten und die Dauer ihrer Kindlichkeit und Abhängigkeit verlängerten.

Zuerst kamen aus England die »breeches«; das war sportlich und auch irgendwie männlich. Dann folgten Kniehosen, die immer kürzer wurden, schließlich die nackten Knie zeigten und zu denen Kniestrümpfe gehörten. Das war über zwei Weltkriege hinweg die Knabenmode, und in Kindheitserinnerungen sind die ehrgeizigen Empfindungen nachzulesen, mit denen mancher Knabe (und später auch manches Mädchen) bis weit in den Winter hinein Kniestrümpfe trug, was zu einer wichtigen Mutprobe wurde, sowohl wegen der Kälte als auch wegen der mütterlichen Verbote.

Auf der Seite der Arbeiterbevölkerung zeigte auch die Kleidung den frühen Übergang ins Erwachsenenleben an: die Jungens trugen halblange oder lange Hosen, meist geerbt, – und nur zur Konfirmation gehörte es zum Prestige auch der Arbeiterfamilie, ihren Kindern einen Konfirmationsanzug, ein schwarzes Kleid zu kaufen. Versucht man die Mode der kurzen Hosen auch für ältere Knaben zu analysieren, so zeigen sich von seiten der bürgerlichen Eltern zwei vorherrschende Motivationen: einerseits bestand wohl ein gesellschaftliches Bedürfnis, die Söhne (und natürlich auch die Töchter mit anderen modischen Mitteln) möglichst lang im Zustand der Kindlichkeit zu halten, was Geborgenheit *und* Abhängigkeit zugleich bedeutete. Die damals begin-



Schüler mit kurzen Hosen, Schülmütze und Kniestrümpfen (Hans Grundig, 1901–1958).



Arbeiterjunge mit langen Arbeitshosen (Franz Frank, 1897–1986).

nende Kinderkonfektion, vor allem die seit 1889 bestehende Firma Bleyle mit ihren Wirk- und Strickwaren, begünstigte diese Tendenz. An ihre Produkte und ihr Angebot, durchgeschauerte Hosenböden und Ellenbogen zu erneuern, wird sich jeder ältere deutsche Bürgersohn nur mit Unmut und Schrecken erinnern. Daneben aber machte sich in solchen Kleidungssymbolen wie den kurzen Hosen der eskalierende-Klassengeist der Gründerzeit bemerkbar: ein 14/15-jähriger Knabe mit kurzen Hosen war, für alle erkennbar, ein Bürgersohn und kein Lehrling oder Arbeiter. Die Mode der Matrosenanzüge, die hier nur erwähnt werden kann,²⁵ verstärkte noch dieses Zeichenspiel. Jedenfalls ersehnte so mancher Beamtensohn den Augenblick, da er mit einer langen Hose

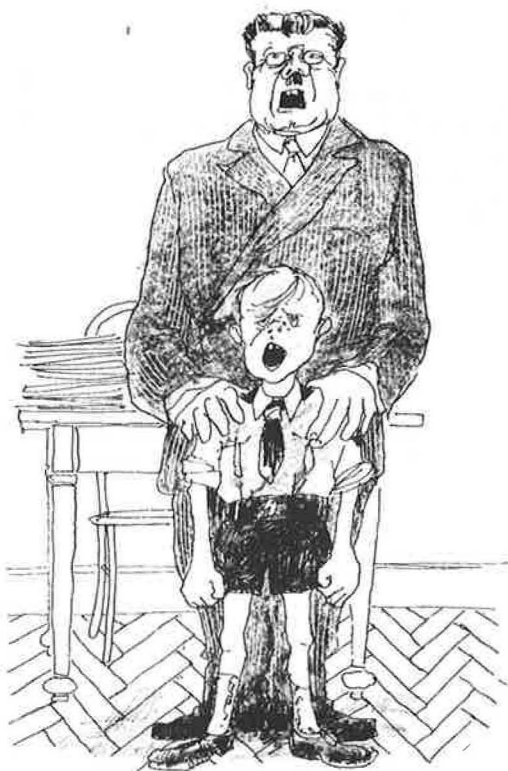
die Lebenszyklus-Stufe der männlichen Adoleszenz betreten durfte. Um die Jahrhundertwende nun änderte sich die Symbolsprache der Knabenkleidung. Die Jugendbewegung bemächtigte sich dieser Zeichen;²⁶ die kurze Hose wurde zum Ausweis einer Gruppe, die gerade die Emanzipation vom bürgerlichen Elternhaus und den Kampf gegen den Muff der Gründerjahre auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Ihre Parole galt dem natürlichen, einfachen und sozialen Leben, und neben manchem anderen Zeichen des Kleidungsverhaltens, der »Kluft«, wie sie es nannten, – plädierten sie auch für kurze Hosen: aber nicht als Symbol einer verlängerten Kindlichkeit, sondern im Gegenteil jugendlicher Unabhängigkeit von der Eltern- generation und der gesamten Erwachsenen-



Wandervögel in »Kluft«.

welt. Kurze Hosen und nackte Knie signalisierten ein sportliches, natürliches und abgehärtetes Verhalten. Über Jugendbewegung und Pfadfinderbünde gelangten die kurzen Hosen dann auch in die Arbeiterjugend. Das war zuerst schwierig durchzusetzen, und Turek erzählt aus seiner Zeit in der Arbeiterjugend: »Als ich am nächsten Sonntag mit abgeschnittenen Hosen erschien, wurde ich vom Jugendleiter zurückgewiesen mit der Begründung, die Arbeiterjugend sei doch kein Maskenball ... aber infolge der rasch an Zahl wachsenden abgeschnittenen Hosen, demissionierte der alte Genosse«. ²⁷ Das waren also komplizierte Wegkreuzungen, jedes Mal von ausschlaggebender Bedeutung für die Betroffenen, und ein und dieselbe objektive Erscheinung konnte subjektiv ganz verschiedene Dinge ausdrücken.

Später übernahmen die NS-Jugendorganisationen – wie vieles andere – auch dieses Kleidungselement in ihre Uniformvorschriften, und wiederum sollte damit ein anderes Bewußtsein signalisiert werden. Kurze Hosen – sie konnten nicht kurz genug sein – wurden



»Und nun gemeinsam: Ein deutscher Junge ist flink wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl!«

Adolf Hitlers Mein Kampf. 1975
(Kurt Halbritter, 1924–1978).

zum Erkennungszeichen der »völkischen Jugend« und von ihrem Führer Adolf Hitler in einem merkwürdig verdrehten, völkisch-erotischen Verständnis rassenpolitisch interpretiert: »Gerade bei der Jugend muß auch die Kleidung in den Dienst der Erziehung gestellt werden. Der Junge, der im Sommer mit langen Röhrenhosen herumläuft, eingehüllt bis an den Hals, verliert schon in seiner Kleidung ein Antriebsmittel für seine körperliche Ertüchtigung. Denn auch der Ehrgeiz und, sagen wir es nur ruhig, die Eitelkeit muß herangezogen werden ... die Eitelkeit auf einen schönen wohlgeformten Körper, den jeder mithelfen kann zu bilden. Auch für später ist das zweckmäßig. Das Mädchen soll seinen Ritter kennenlernen.«²⁸ Das hieß also: kurze Hosen, um die schönen geraden Beine des arischen Jungmannes vorzuzeigen!

Von diesem Verwirrspiel der kurzen und langen Hosen, die im Knabenleben der genannten Generationen jeweils eine bestimmte Rolle für das Selbstbewußtsein in den verschiedenen Al-

tersstufen und Sozialschichten gespielt haben, hinterließ der Zweite Weltkrieg keine Spuren. In den Nachkriegsjahren trugen die Jungens, was vorhanden war, vor allem die übrigegebliebenen Trainingshosen, die einst als Sportkleidung entwickelt worden waren. Nur die Lederhose setzte sich von München bis Hamburg durch, bei Eltern und Kindern gleich beliebt und als praktisch gelobt, wohl auch als typisch »deutsch«²⁹ ... bis dann in den späten 50er und den 60er Jahren die große Veränderung einsetzte, die im Bild der Kinder- und Jugendkleidung die Moderne ankündigte: es kamen die Jeans. Über die Jeans als Modeartikel ist viel geschrieben worden,³⁰ so daß ich mich kurz fassen kann. Sie kamen aus Amerika, zuerst als »Nietenhosen« der Rockergruppen, und waren dementsprechend bei einem Großteil der damaligen Elterngeneration verpönt. In dieser Anfangszeit focht mancher Junge einen leidenschaftlichen Kampf um den Besitz solcher Hosen, und der erste Tag mit »echten« Jeans ist ihm vielleicht nachdrücklicher im Ge-



»Wir spielen Krieg!« (Berlin, etwa 1958).

dächtnis geblieben als die Termine, die gewöhnlich für den jugendlichen Lebenszyklus genannt werden. Ulrich Plenzdorf hat damals die »echten Jeans« besungen und zwar im selbstbewußten Pathos der Jugendlichen, – ein poetisches Zeugnis für die Beziehung zwischen Lebenszyklus und Kleidung.

»Ich meine natürlich echte Jeans. Es gibt ja auch einen Haufen Plunder, der bloß so tut wie echte Jeans. Dafür lieber gar keine Hosen. Echte Jeans dürfen z.B. keinen Reißverschluß haben vorn. Es gibt ja überhaupt nur eine Sorte echte Jeans. Wer echter Jeansträger ist, weiß, welche ich meine. Was nicht heißt, daß jeder, der echte Jeans trägt, auch echter Jeansträger ist. Die meisten wissen garnicht, was sie da auf dem Leib haben. Es tötete mich immer fast garnicht, wenn ich so einen fünf- undzwanzigjährigen Knacker mit Jeans sah, die er sich über seine verfetteten Hüften gezogen hatte und in der Taille zugeschnürt. Dabei sind Jeans Hüfthosen, das heißt Hosen, die einem von der Hüfte rutschen, wenn sie nicht eng genug sind und einfach durch Reibungswiderstand obenbleiben. Dazu darf man natürlich keine fetten Hüften haben und einen fetten Arsch schon garnicht, weil sie sonst nicht zugehen im Bund. Das kapiert einer mit fünf- undzwanzig schon nicht mehr. Das ist, wie wenn einer dem Abzeichen nach Kommunist ist und zu Hause seine Frau prügelt. Jeans sind eine Einstellung und keine Hosen. Ich hab überhaupt manchmal gedacht, man dürfte nicht älter werden als siebzehn-achtzehn.«³¹

Mit diesem Text aus den späten Achtundsechzigern erscheinen die Jeans als Teil der Jugendkultur schlechthin, – später dann als kommerzialisierte Mode, was sie natürlich in kurzer Zeit wurden. Das brachte die Preis- und Prestige-Unterschiede zwischen »echt« und gewöhnlich, wie sie auch bei manchem anderen Jugend-Kleidungsstück auftreten und schon beim »echten« Kieler Matrosenanzug bestanden hatten und das Bewußtsein der Kinder im Interesse einer Werbungs- und Konsumgesellschaft negativ beeinflussen: »Echt« als Statussymbol!

Doch abgesehen davon sei hier in Fortsetzung unseres Gedankenganges über die Stationen des Lebenszyklus in der Kindheitsphase

noch von einem anderen wichtigen Phänomen die Rede: Jeans – und Hosen überhaupt – wurden nun zu *der* Kinderkleidung schlechthin und zwar für Jungen *und* Mädchen. Das beginnt mit den Strampelhosen des ersten Lebensstages eines Säuglings. Die »erste Hose«, deren Anlegen einst das Knaben- und das Mädchenleben so eindrücklich in zwei sehr verschiedene Kleidungsbahnen gelenkt hatte, gibt es nicht mehr. Alle tragen Hosen, wobei die Jeans eine besonders lang andauernde Modetendenz beweisen. Zwar bedeutete es auch für die Mädchen oft einen harten Kampf, wenn sie die von ihren Müttern hergestellten niedlichen Kleidchen nicht tragen wollten und die Jeans vorzogen, doch setzten sie sich durch, – in dem Maße, daß jeder jedes und alle alles tragen können.

Was dieses neue und nun schon über Jahrzehnte andauernde Kleidungsverhalten zu bedeuten hat, ob vornehmlich Emanzipation, verbunden mit Bequemlichkeit, Sportlichkeit, Wärme, modischem Schick usw. usw.: das wäre nun weitläufig zu analysieren und zu interpretieren. Daß diese neue, die Geschlechter und die Altersstufen übergreifende Kleidung für die Kinder mit einem höheren Maß von Freiheit und Unbefangenheit verbunden ist, dürfte außer Zweifel stehen.

Von Hosen und ihrem Zeichencharakter kann man zu einem anderen wichtigen Einschnitt im Kinderleben gelangen, der fast jedem in den Sinn kommt, wenn er sich an seine Kindheit erinnert: die Einschulung. Sie beginnt mit einer festlichen Auszeichnung für das neue Schulkind: mit der Schultüte,³² ein Brauch, der sich wahrscheinlich von Sachsen aus verbreitet hat.

Mit dem ersten Schultag überschreiten die Kinder die Grenze vom Nicht-Schulkind zum Schulkind, also vom Unwissenden zum Kind, dem das Erlernen von Wissen ermöglicht wird. Deshalb erhält das Kind an diesem Tag eine symbolische Auszeichnung, die Schultüte, mit der sein neuer Status veröffentlicht wird. Die anfängliche Konzentration des Brauches auf die Städte weist hin auf das Interesse des bildungsbehafteten Bürgertums am Schulbesuch seiner Kinder.

Hatte die Schultüte den neuen Schüler von



Schulanfänger mit Zuckertüte, 1930.

den jüngeren Nicht-Schülern zeichenhaft unterschieden, so entwickelten Schulordnungen, Lehrerehrgeiz und Eltern-Prestige-Bewußtsein nun innerhalb der Schulmauern eine Fülle weiterer Unterscheidungsmerkmale, die die Periodisierung des Schullebens eindrucksvoll markierten. Zuerst zu Weiblichkeit und Männlichkeit in der Schule. Nicht nur, daß bei uns in Deutschland die Koedukation sehr lange auf sich warten ließ: Knaben und Mädchen unterschieden sich auch durch die Form ihrer Schulmappen. Zum Weihnachtsfest vor dem osterlichen Schulbeginn erhielten die Knaben einen Lederranzen mit deckendem Überschlag und zwei Verschlüssen und die Mädchen einen mit nur halbdeckendem und einem Verschuß in der Mitte. Das waren feine Unterschiede, die man aber als Kind ganz selbstverständlich akzeptierte, – ja, ein Mädchen mit ererbtem Jungenranzen wurde in der Schule ausgelacht. – Die Kinder freuten sich über diesen Ausweis ihrer neuen Altersstufe,

verbunden mit ihrer eigenen Identität, hatte doch der Vater zumeist mit schönen Druckbuchstaben den Namen des Kindes auf die Innenseite der Mappe geschrieben. Noch wichtiger aber war dann der Termin, wenn man mit 11 oder 12 Jahren eine Aktentasche bekam und den kindlichen Rückenranzen mit der erwachsenen, wenn auch ungesunden Tasche auswechselte, die man nun schick unter dem Arm trug. Auch diese Hürden und Stufen sind heute gottlob verwischt und verschwunden, und die Schulranzen werden in lustigen Popfarben nach medizinischen und verkehrstechnischen Aspekten entworfen. Auch ältere Kinder tragen ohne Bedenken und Widerspruch Rückenranzen.

Mit einem anderen symbolischen Kleidungszeichen eröffnete die alte Bürgergesellschaft des 19. Jahrhunderts schon für die Schulkinder das Feld einer unbarmherzigen Klassengesellschaft in jedem Sinne dieses Wortes: mit den Schülermützen.³³ Sie signalisierten den Stufenaufstieg besonders der Knaben und schieden die Gymnasiasten von den Nichtgymnasiasten.



Mädchen mit Schulmappen.

Die Schule war und ist das wichtigste periodisierende Element im Leben der Kinder. Sie lehrte sie oft durch Schläge den Machtmechanismus von oben nach unten und die Einübung in eine strenge Leistungsgesellschaft und damit das erste berechenbare Regelsystem, dem das Kind begegnet. Sie bietet aber auch die Möglichkeit, zwischenmenschliches Verhalten zu erlernen und die ersten tiefen und unvergesslichen Freundschaften zu schließen. Merkwürdig, daß die alte Volkskunde dieser Lebenslaufphase so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Was gäbe es allein aus historisch und nach Schichten geordneten Klassenbildern zu entnehmen, will man sie als Dokumente einer langfristigen Orientierungsphase verstehen. Da sind die Schüler eines katholischen Dorfes bei Marburg schön aufgereiht mit ihrem Lehrer, die kleinen Mädchen 1948 noch fast alle in ihrer Dorftracht mit der obligaten Schulschürze, die Hände auf dem Schoß zusammenlegt in jener schicklichen Haltung, wie sie sich für Kirche, Schule und Fotografen gehörte. Diese Gleichförmigkeit signalisiert ihren dörflichen Status, der hier nicht etwa dem speziellen Status der Kindheit entsprach, sondern dem der kleinen Erwachsenen. Gekleidet



Das Gymnasiastenabzeichen: Schülmütze!



Hessische Dorfschulklasse, 1948.

in die Minitrachten ihres Dorfes näherten sie sich Schritt für Schritt dem »Großwerden« und dem für sie vorgedachten Lebensplan. Demgegenüber eine städtische Lyceumsklasse der 20er Jahre mit dem teils selbstbewußten, teils schüchternen Gestus damaliger Backfische, die für ihren Klassenlehrer schwärmen. In jedem Fall aber widerspiegeln sie den individualisierten Geist der Moderne.

Ein Lebenszyklus, von innen betrachtet, weist Stationen auf, die oft von den Erwachsenen in ihrer Bedeutung für das Kind kaum bemerkt werden, vor allem, wenn sie sich außerhalb der Familie vollziehen. Dazu gehört das erste Fahrrad und das Erlernen aller damit zusammenhängen Techniken, – und dann das große Fahrrad mit neun Gängen! – während ein Landkind vielleicht den Tag als Lebensstation empfindet, an dem es das erste Mal aktiv an einem Brauch teilnehmen und mit den Kameraden von der Bäuerin Eier fordern darf als gutes Recht.

Wie fühlt sich ein Kind, wenn es länger aufbleiben und fernsehen oder eine Kinderparty besuchen darf, wenn es nicht mehr im Gitterbettchen schläft, sondern ein großes Bett erhalten hat und im Bett noch lesen darf!

Die Reihe solcher Ersterlebnisse, so überaus bedeutsam für die kindliche Biographie, könnte natürlich verlängert werden. Mir kam es hier vor allem darauf an, die historischen und schichtenspezifischen Unterschiede zwischen den sich individualisierenden Bürgern und den lange normgebundenen Landleuten aufzuzeigen – und daneben, dazwischen, darunter die Arbeiter. Ihre Kinder waren meist willkommen als Spielkameraden beim freien Straßenspiel,³⁴ aber in die Bürgerhäuser wurden sie nur selten eingeladen. Meist standen sie abseits und sahen sich bereits ins Berufsleben eingebunden, wenn die Bürgerkinder noch die Schule besuchten.

Schließlich sei noch ein Brauch der Kinderkultur genannt, der in besonderem Maße das Kind auf seiner Seite der Lebensstreppe begleitet: Der Kindergeburtstag.³⁵

Sozialgeschichtlich könnte man den Weg dieses Lebensfestes für die Kinderzeit mit der Überschrift »Vom Familienfest zur Kinderparty« versehen, denn heute wollen schon Kinder von 9 Jahren aufwärts keine Erwachsenen mehr bei »ihrer party« dabei haben. Damit zeigt sich im Kultursymbol die immer früher einsetzende Individualisierung in unserer mo-



Marburger Lyceumsklasse, 1925.



Lehrlinge einer
Eisenbahn-
Ausesserungswerkes
um 1910.

dernen Gesellschaft. Sie bringt viele Freiheiten mit sich, Möglichkeiten, sich nach eigener Neigung und eigenen Maßstäben zu benehmen, zu kleiden, sich einzurichten und vor allem eigene Begabungen und Berufswünsche zu entfalten, – kurzum: die Selbständigkeit zu

erproben. Das ist schön und schwer zugleich, wenn sich bei Lebenskonflikten wie Arbeitslosigkeit, Berufsschwierigkeiten oder großem Leistungsdruck das sichere Netz der alten stabilen Zugehörigkeit zu Familie und Lokalgesellschaft nicht mehr als tragfähig erweist.



Kindergeburtstag, 1928.



Geburtstagsparty, 1984.

Aber für die Fahrt in die Moderne gibt es kein Retourbillet, und der Rhythmus des alten Lebenszyklus kann nicht zurückgerufen werden. Große Hilfsbereitschaft und Einfühlungsvermögen sind heute erforderlich, um sich von den alten Schranken der sozialen Schichtung und Generationenabgrenzung lösen zu können und neue unkonventionelle, aber nützliche Formen der zwischenmenschlichen Kommunikation zu erproben. Das ist auch das Ende der alten, einst gültigen Normen, die nun veraltet wirken.³⁶

Die Europäische Ethnologie hat dabei die wichtige Aufgabe, Bräuche und Verhaltensweisen, die den Lebensweg begleiteten und auch heute begleiten, zu studieren und in ihrer sozialen Sinngebung zu entschlüsseln. Vielleicht kann sie damit die Schwierigkeiten in einer so pluralistischen und mobilen Gesellschaft wie der unseren zu verstehen und zu bewältigen helfen.

Anmerkungen

Manuskript eines Vortrags, gehalten auf dem dritten SIEF-Kongreß im April 1987 in Zürich.

1. Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter. Eine Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland. Bonn 1983.
2. so bei Weber-Kellermann, Ingeborg: Landleben im 19. Jahrhundert. München 1987.
3. ausführlich bei Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen – Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München 1985, S. 10ff.
4. Korff, Gottfried: Kultur. In: H. Bausinger, U. Jeggle, G. Korff, M. Scharfe: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978, S. 29.
5. Bringéus, Nils-Arvid: Volkstümliche Bilderkunde. München 1982, S. 14ff.
6. Bourdieu, Pierre u.a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a.M. 1983, S. 90ff.
7. Kohli, Martin: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: Kölner Zs. f. Soziologie u. Sozialpsychologie H. 1, 1985, S. 1ff.
8. vgl. Weber-Kellermann (wie Anm. 3), S. 18ff.
9. Scharfe, Martin: Über »private« und »öffentliche« Zeichen und ihren sozialkulturellen Kontext. In: Köstlin, Konrad (Hg.): Umgang mit Sachen. Volkskunde-Kongreß Regensburg 1981, S. 284.
10. Purrucker, Barbara: Knaben in »Mädchenkleidern«. In: Waffen- und Kostümkunde 1 (1975), S. 71–89 und 2 (1975), S. 143–161.

11. Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München-Wien 1975, S. 209ff.
12. ebda, S. 92ff.
13. hierzu zusammenfassend Zglinicki, Friedrich von: Geburt. Eine Kulturgeschichte in Bildern. Braunschweig 1983.
14. zahlreiche Beispiele bei Theopold, Wilhelm: Das Kind in der Votivmalerei. München 1981.
15. vgl. dazu Zglinicki (wie Anm. 13), Stichwort »Säuglingssterblichkeit«.
16. ebda, S. 281ff.; Weber-Kellermann, Ingeborg: Die Kindheit. Kleidung und Wohnen, Arbeit und Spiel. Eine Kulturgeschichte. Frankfurt a.M. 1979, S. 33, 44f.
17. ebda, S. 36f. u.a.
18. ebda, S. 25f.
19. ebda, S. 29ff.
20. s. dazu Weber-Kellermann, Ingeborg: Der Kinder neue Kleider. Zweihundert Jahre deutsche Kindermoden.
21. Bodelschwingh, Fritz von: Aus einer hellen Kinderzeit. Bielefeld-Bethel¹³ 1977, S. 15f.
22. Pinon, Roger: L'enfance en Wallonie. Liège 1973, S. 69.
23. ausführlich bei Weber-Kellermann (wie Anm. 20), S. 41ff.
24. Weber-Kellermann, Ingeborg: Das Weihnachtsfest. München 1987, S. 87ff.
25. Weber-Kellermann (wie Anm. 20), S. 105ff.
26. ebda, S. 129ff.
27. Turek, Ludwig: Ein Proletar erzählt. Berlin 1930 – Nachdruck 1963, S. 39f.
28. Weber-Kellermann (wie Anm. 20), S. 196ff.
29. Weber-Kellermann, Ingeborg: Brauch-Familie-Arbeitsleben. Marburg 1978, S. 114ff.
30. Jeans. Beiträge zu Mode und Jugendkultur. Tübingen 1985; Weber-Kellermann (wie Anm. 16), S. 247ff.
31. Plenzdorf, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. Rostock 1973, S. 19f.
32. Weber-Kellermann (wie Anm. 3), S. 196ff.
33. Weber-Kellermann (wie Anm. 16), S. 183ff.
34. Weber-Kellermann, Ingeborg und Falkenberg, Regine: Was wir gespielt haben. Frankfurt a.M. 1981.
35. Falkenberg, Regine: Kindergeburtsstag. Museum für deutsche Volkskunde, Berlin 1984.
36. vgl. die zahlreichen Beispiele normengebundener Erziehung in Weber-Kellermann, Ingeborg: Frauenleben im 19. Jahrhundert. München 1983.

Summary

This article focuses on the family and childhood as the social site of customs and relationships belonging to the cycle of life. The hypothesis is not pursued in terms of the old, static sense of recurrent cycles, but given a

historical perspective and a social dimension, involving synchronic coincidence and divergence between the different social groups.

The following are discussed:

1. the expression of life-cycle customs in the family and childhood among the middle classes, farmers and workers – and in particular the role of the child in this context;
2. the documentation – in pictures, paintings and photographs – of the stages of life within the different social hierarchies; a central topos is boys' trousers – the first pair of trousers as a distinctive mark of the male life cycle after the

first few years of dressing in the skirts common to both sexes. This marking of the separation of roles by dress has only been displaced in modern times by the wearing of jeans;

3. the meaning of these facts for European ethnology in its concern with the socially and temporally determined understanding of generational continuity and the family.

The analysis focuses on autobiographical and iconographical material.